

strophen drohen und weil die Menschen um des gefährdeten Rechtes willen in Situationen hineinkommen, wo sie äußerste Schäden auf sich zu nehmen haben, deshalb abrüsten, deshalb verhandeln, deshalb kontrollierte Abrüstung! Einmal hat er sich die Mühe gemacht — und es war schon der alte Mann von achtzig Jahren — in einer seiner Reden wie ein guter Physikprofessor den Leuten auseinanderzusetzen, was denn heute alles die moderne Naturwissenschaft und Technik hat, um wirksam die Fertigung und Ausrüstung mit Atomwaffen zu kontrollieren. Das sind ganz lange Sätze, die er sich da zusammengelegt hat, nur um zu zeigen: ich sehe in dem Ganzen eine ungeheure Gefahr, die Bedrohung mit einer Katastrophe, aber ich sehe nicht, daß man dieser Katastrophe damit begegnet, daß man einem Hauptanliegen von Gottes Ordnung in der Welt, nämlich der Wahrung des Rechts, nicht die letzte Möglichkeit zur Verteidigung läßt und im Grunde nur ein schwächliches Argument vorschiebt für den fehlenden Willen, ein Risiko einzugehen. Das alles will der Papst nicht.

Der Papst will, daß der Welt dieses Äußerste erspart bleibt. Deshalb Abrüstung, deshalb internationaler Vergleich, deshalb unter allen Umständen verhandeln! Das ist sein Anliegen. Wenn einer so wie er sich ausdrücklich dagegen gewehrt hat, er wolle eine Apologie des Krieges treiben, wenn er sich gewehrt hat, einen Angriff gegen Osten als Kreuzzug aufzuziehen — er hat dies ausdrücklich abgelehnt, und zwar auch im Hinblick auf die geistige Mangelhaftigkeit der Einheit im Westen — wenn er das alles getan hat, so kann man beruhigt sein: der oberste Lehrer der Kirche war sich der Verantwortung seiner Lehre auch in der Frage der Atomrüstung wohl bewußt. Das schließt nicht aus, daß Menschenkinder, die sich mit diesen Dingen sachlich beschäftigen, auch dann noch innere Fragen haben. Aber das eine darf man doch erwarten, daß der Papst als Lehrer der Kirche wirklich die geschuldete Beachtung findet.

Tocquevilles Vermächtnis an unsere Zeit

PAUL JOSTOCK

„Alles, was die Revolution [von 1789] getan hat, wäre meiner Überzeugung nach auch ohne sie geschehen; sie war nur ein gewaltsamer und schneller Prozeß, durch den die politischen Verhältnisse den sozialen Zuständen, die Tatsachen den Ideen und die Gesetze den Sitten angepaßt wurden.“ So schrieb bereits der dreißigjährige Alexis de Tocqueville¹. Zwei Jahrzehnte

¹ „Frankreichs politische und soziale Zustände vor und nach 1789.“ Veröffentlicht zunächst in der Übersetzung von J. St. Mill von der „London and Westminster Review“.

später, in seinem Buch „L'Ancien Régime et la Révolution“, bekräftigte er die These in einer ausführlichen Untersuchung, die auf eine lange soziale Entwicklung abhob, um darzulegen, daß es im Grund das Werk von zehn Generationen war, das mit dem Umsturz von 1789 seinen plötzlichen und gewalttätigen Abschluß fand.

Aus diesem Kernpunkt seiner historischen Erkenntnis entwickelte er die soziologischen Ideen, die ihn nach dem Urteil Wilhelm *Diltheys* als den größten Analytiker der politischen Welt seit Aristoteles und Macchiavelli erweisen.

Man mag sich fragen, was hier mehr in Erstaunen setzt: die durchdringende Klarheit des Denkens oder die Kühnheit der Aussage, mit der dieser Sproß eines der ältesten Adelsgeschlechter Frankreichs vor sein Jahrhundert trat. In seiner Deutung der sozialen Entwicklung vergangener Jahrhunderte und ihrer Zukunftstendenzen offenbarte sich eine Überlegenheit, die seine Gedanken der Zeit weit vorausseilen ließ. So blieb er trotz der zwölf Auflagen, die seine Hauptwerke zu Lebzeiten sowohl in französischer wie in englischer Sprache erreichten, doch immer ein Einsamer, den die Mitwelt im Grunde nicht verstand. Die ihn verstanden, nahmen seine Prognosen wohl nicht ganz ernst, obwohl diese weniger auf apriorischen Fundamenten konstruiert waren als die Aussagen der großen Revolutionskritiker J. de Maistre, Chateaubriand und selbst Burke. Nachhaltiger als sie gab sich Tocqueville der Erforschung der Tatbestände und ihrer genauen Analyse hin, auf die er dann seine Schlußfolgerungen aufbaute. Dem überzeitlichen Gehalt des Werkes kam das zugute.

Einige Lebensdaten

Geboren am 29. Juli 1805 zu Verneuil bei Paris als Sohn des Grafen Hervé de Tocqueville. Hervorragender Schüler auf dem Lyzeum, nach dessen Absolvierung Studium der Rechte, das er mit 20 Jahren abschloß. Anschließend Studienreise durch Italien bis Sizilien. 1827 Hilfsrichter in Versailles. 1831 bis 1832 Studienreise nach den Vereinigten Staaten von Amerika und Kanada, zusammen mit seinem Freund G. de Beaumont. 1833 freiwilliger Abschied vom Justizdienst, Reise nach England. Inzwischen hatte die Ausarbeitung seines Werkes „Über die Demokratie in Amerika“ bereits begonnen, von dem der erste Teil 1835 erschien, der zweite 1840. Es brachte ihm großen Ruhm: 1838 wurde er zum Mitglied der Académie des Sciences morales et politiques, 1841 zum Mitglied der Académie Française gewählt. Von 1839 an Abgeordneter der Kammer, 1848 der Verfassungsgebenden Na-

1836. Französischer Text in *Oeuvres Complètes*, Paris 1865, vol. VIII p. 1, die zit. Stelle p. 53. Deutsch in *A. de Tocqueville, Das Zeitalter der Gleichheit. Auswahl aus dem Gesamtwerk*, hrsg. von S. Landshut (Kröners Taschenausgabe Bd. 221), Stuttgart 1954, S. 146. — Da die Werke Tocquevilles bisher in deutschen Bücherschränken und Bibliotheken meist fehlen, erscheint es zweckmäßig, hier im allgemeinen nach diesem neuen Auswahlband zu zitieren.

tionalversammlung. 1849 fünf Monate lang Außenminister unter dem Präsidenten Louis Napoleon. Nach dessen Staatsstreich von 1851, den Tocqueville aufs schärfste mißbilligte, schied er aus der Politik und lebte auf seinem Schloß am Meer, in dem „geliebten armen Tocqueville“ in der Normandie, wohin er in den 30er Jahren bereits übergesiedelt war. 1856 erschien das zweite Hauptwerk über „Das alte Regime und die Revolution“ in Frankreich. Am 16. April 1859 starb Tocqueville in Cannes an einem Brustleiden, dessen Keim er vielleicht durch übergroße Strapazen auf der Amerikareise empfangen hatte. Von 1864 an erschienen in Paris seine gesammelten Werke in 9 Bänden. Eine neue vollständigere und verbesserte Gesamtausgabe ist seit 1951 im Erscheinen begriffen.

Der Zug zur Gleichheit

Freiheit und Gleichheit hieß die Losung von 1789. Die Revolutionäre be rauschten sich an der Vorstellung, beide Ziele erstmals und für immer zu verwirklichen. Teilweise widersprachen dem zwar die Tatsachen, wie sich bald genug herausstellte. Da aber auf entscheidenden Gebieten, wie z. B. dem der Wirtschaft, die Revolution offensichtlich weiterging, hoffte man, sie werde ihr Werk doch noch im Sinne der Urheber vollenden.

Tocqueville war es vorbehalten, diese Legende zu zerstören. Er wies nach, daß es sich sowohl mit der Freiheit wie mit der Gleichheit — und zwar je in verschiedener Weise — anders verhalte, als die öffentliche Meinung wähnte.

In einer Zeit großer Umwälzungen aufwachsend, beschäftigte sich sein frühreifer Geist intensiv mit den Wandlungen im Staats- und Gesellschaftsleben, namentlich mit der politischen Gleichheit und der Einebnung der alten Stände. Da die „Neue Welt“ jenseits des Atlantik solche Ständeschränken nie gekannt hatte, lockte es ihn, dort das Urbild der Demokratie, frei von allen Schlacken einer feudalen Vergangenheit zu studieren. Was er drüben sah, ließ seine Gedanken zu der festen Überzeugung reifen, daß der Zug zur Gleichheit auch in Europa unwiderstehlich sei, weil er die beständige, älteste und dauerhafteste Tatsache der Geschichte darstelle. Denn schon vordem glaubte sein rückschauender Blick erkannt zu haben, daß sich seit dem 11. Jahrhundert auch in der Entwicklung des Abendlandes die Spuren einer zunehmenden Demokratisierung deutlich abzeichneten.

Mit einer Art religiösen Schauders schrieb der junge Forscher, nach eigenem Geständnis, das Ergebnis der Studienfahrt nieder, weil er die Hand der Vorsehung in der säkularen Entwicklung zu erkennen glaubte und deshalb ererbte und liebgewordene Vorstellungen seines Standes über Bord werfen mußte. Was das ihn gekostet haben mag, läßt ein wohl aus späterer Zeit stammendes Bekenntnis ahnen: „Ich habe für demokratische Institutionen eine Neigung aus Verstand, aber ich bin Aristokrat aus Instinkt, das heißt,

ich verachte und ich fürchte die Masse. Ich liebe voller Leidenschaft die Freiheit... aber nicht die Demokratie.“²

Die Nivellierungstendenzen innerhalb der Gesellschaft wurden im Lauf unserer Geschichte, so erschien es Tocqueville, hauptsächlich aus vier Quellen gespeist: Die christliche Religion, durch die katholische Kirche dem Abendland vermittelt, hat mit ihrer Idee der Gleichheit aller Menschen vor Gott auch einer irdischen Angleichung in einem gewissen Umfang geistigen Boden bereitet. Später setzten auf dem solcher Art bereiteten Feld die allgemeine Bildung und die Literatur an und wirkten in der gleichen Richtung fort. Sodann hat die Entfaltung der Geldwirtschaft und des Handels zusammen mit der Ausbreitung der Städte („Stadtluft macht frei“) die Bewegung laufend gefördert. (Heute würde man auch Naturwissenschaft und Technik noch anführen, die inzwischen eine so weitgehende Angleichung des Lebensstandards aller Schichten ermöglichten.)

Schließlich gab, vor allem in Frankreich, die absolute Monarchie der Entwicklung einen starken Ruck, indem sie die Gesellschaftsstruktur gewaltsam auf die beiden Gegenpole Herrscher und Volk abstimmte und damit im Grunde alles niederbrach, was sich an Abstufung und Schranke dazwischen befand. Darüber war selbst bei uns im 18. Jahrhundert schon geklagt worden, beispielsweise von Justus Möser. Dem Anschein nach bestand zwar der Adel fort wie bisher, er sonnte sich im Glanz des Hofes oder genoß sein Leben in der ländlichen Idylle seiner Schlösser. Auch die Privilegien waren ihm verblieben. Jedoch der wichtigen Funktionen, die ihm vordem in Staat und Gesellschaft oblagen, war er im wesentlichen verlustig gegangen. Wo einst das volle Maß regionaler Herrschaft, Verwaltung und Menschenführung erbracht und vom Volke erlebt worden war, stand nun ein leeres Gehäuse. Daß es sich mit der englischen Aristokratie noch weitgehend anders verhielt, verhalf Tocqueville, der die Verhältnisse des Inselreichs gut kannte und ihnen große Sympathie entgegenbrachte, zu einer um so schärferen Erfassung der umstürzenden Wandlungen, die Frankreich erfahren hatte.

Gerade weil diese Entwicklung nicht erst durch die Revolution heraufbeschworen worden war, sondern mit ihren Wurzeln tief in die Geschichte des Abendlandes hinabreichte, hielt Tocqueville eine Rückkehr zu den alten Zuständen für nicht mehr möglich. Seine Überzeugung ging dahin, daß man früher oder später auch bei uns wie in Amerika zu einer fast vollständigen Gleichheit der Verhältnisse kommen werde. Sehr nachdrücklich wies er auch darauf hin, es möge sich doch niemand der Illusion hingeben, als ob eine solche Bewegung vor dem einzigen Punkt, der vorerst noch unangetastet blieb, nämlich der (allzu ungleichen) Verteilung des Eigentums, halt machen werde.

Wie unerwünscht und abstoßend dem feinfühlenden Aristokraten die

² J. P. Mayer, Alexis de Tocqueville, Prophet des Massenzeitalters. Stuttgart 1955, 30. Vergleiche dazu auch seine Niedergeschlagenheit beim Ausbruch der Julirevolution. A. de Tocqueville, Erinnerungen. Deutsche Ausgabe Stuttgart 1954, 112.

Neuerung zunächst vorkam, so fand er sich doch auch innerlich damit ab in dem Gedanken, daß der Schöpfer offenbar mehr Wohlgefallen an dem Wohlergehen aller als am Gedeihen einiger weniger habe. Freimütig gesteht er dazu: „Was mir also ein Verfall erscheint, ist in seinen Augen ein Fortschritt, und was mich verletzt, ist ihm angenehm. Die Gleichheit ist vielleicht weniger erhaben, aber sie ist gerechter, und ihre Gerechtigkeit macht ihre Größe und Schönheit aus.“³

Seinen Zeitgenossen aber gibt er den Rat, sie möchten dem Alten nicht tatenlos nachtrauern noch gar auf seine Restauration sinnen, vielmehr handle es sich jetzt darum, „das wertvolle Neue zu sichern, das die Gleichheit zu bieten vermag“. Die Gefahren, die hier lauerten, hatte er ihnen vor Augen gestellt und vor einer schwächlich-resignierenden Haltung gewarnt. Da die Völker einer weiteren sozialen Nivellierung nicht entrinnen könnten, so lautete seine Schlußfolgerung, hinge es von ihnen selbst ab, „ob die Gleichheit sie zur Knechtschaft oder zur Freiheit, zur Bildung oder zur Barbarei, zum Wohlstand oder zum Elend führe“.⁴

Die Gefährdung der Freiheit

In dem Haß auf die Ungleichheit sah Tocqueville die ältere und tiefergehende der beiden elementaren Leidenschaften, die sich im Frankreich des 18. Jahrhunderts mit unwiderstehlicher Gewalt Bahn brachen. Das Verlangen nach Freiheit war später erwacht, jedoch am Vorabend der Revolution zu gleicher Glut entfacht. So begegnen sich beide, „fließen ineinander über und verschmelzen für einen Augenblick, entzünden sich bei dieser Berührung aneinander und entflammen schließlich beide das Herz Frankreichs“.⁵

Solange die erste Begeisterung währte, inmitten des Kampfes gegen die alten Gewalten, beseelte ein starker Unabhängigkeitsdrang die Männer der Revolution; je mehr aber die Gleichheit sich verwirklichte, um so sorgloser überließen sie sich den natürlichen Instinkten, die sie weckt, und verstärkten und zentralisierten die öffentliche Gewalt. Tocqueville leitet daraus eine allgemeine Erkenntnis ab, gießt sie in eine dialektische Formel und hat damit, wie man mit J. P. Mayer sagen darf, das Strukturgesetz der modernen Massengesellschaft und die Polarität ihrer treibenden Kräfte aufgedeckt: „Sie hatten frei sein wollen, um die Gleichheit herzustellen, aber je mehr sich die Gleichheit mit Hilfe der Freiheit verwirklichte, desto mehr wurde die Freiheit selbst in Frage gestellt.“⁶

Die tieferen Gründe dafür sucht Tocqueville in folgendem: Neben einem männlichen und berechtigten Drang nach Gleichheit, der den Willen weckt, stark und geachtet zu sein, gibt es im Herzen der Menschen auch einen verderbten Hang zur Gleichheit, der sie dazu verleitet, „die Gleichheit in Knechtschaft der Ungleichheit in Freiheit vorzuziehen“. Nicht daß die demo-

³ Ausgabe Kröner, 116.

⁴ Ebd. 118.

⁵ Ebd. 226.

⁶ J. P. Mayer, a. a. O. 59. Die betreffende Stelle in Oeuvres III, 514; Ausgabe Kröner 94.

kratischen Völker die Freiheit verachteten; im Gegenteil, sie neigen ihr instinktiv zu. „Aber die Freiheit ist nicht das erste und ständige Ziel ihrer Sehnsucht. Woran sie mit unablässiger Liebe hängen, das ist die Gleichheit; sie begeistern sich für die Freiheit aus einem raschen Antrieb und plötzlichen Bemühen, und wenn sie ihr Ziel verfehlen, so geben sie es auf; doch fehlt die Gleichheit, könnte nichts sie befriedigen und sie wären eher bereit unterzugehen, als sie zu verlieren.“⁷ Die Gleichheit ist eben die vorherrschende Idee der demokratischen Jahrhunderte, die Liebe zu ihr die entscheidende Leidenschaft, die die Menschen in diesen Zeiten bewegt, kurz, die Gleichheit bildet das Wesensmerkmal der Epoche. Darum wird sie allem vorgezogen⁸.

Hinzukommen noch weitere Gründe, die für alle Zeiten gelten: Um einen bestehenden Zustand der Gleichheit zu beseitigen, bedarf es mühsamer Anstrengungen und Veränderungen im Gesellschaftsleben. „Um jedoch die politische Freiheit zu verlieren, genügt es schon, sie nicht festzuhalten, und schon entgleitet sie.“ Schäden, die die Freiheit anrichtet, treten sofort auf und sind allen sichtbar; dagegen kommen die Schäden, die die äußerste Gleichheit hervorruft, nur langsam zutage. Umgekehrt verhält es sich mit den Wohltaten, die beide stiften. Auch wird die Gleichheit billiger erkaufte als die Freiheit, und die Genugtuungen, die sie gewährt, werden unmittelbarer und von einem viel größeren Kreise empfunden⁹.

Geht mit den demokratischen Bestrebungen und ihrer stufenweisen Erfüllung noch ein Hang zum Wohlleben einher, wie es für gewöhnlich zu erwarten ist, dann disponiert das die Menschen nur um so mehr für den Kult der Gleichheit auf Kosten der Freiheit. Denn nun zittern sie um ihren Wohlstand und ihre Bequemlichkeiten, fürchten jeden Aufruhr und hegen schließlich überhaupt keine andere politische Leidenschaft mehr als nur noch das Verlangen nach öffentlicher Ruhe und Sicherheit. Um diese genießen und bewahren zu können, überlassen sie immer weitere Rechte und Aufgaben der zentralen Regierungsgewalt oder drängen sie ihr gar auf. Die Rechte werden der Ruhe geopfert¹⁰. Von solcher Haltung hat sich schon der junge Tocqueville in einem Brief an einen Freund entschieden distanziert mit den Worten, er wolle nicht mit denen verwechselt werden, „die den freien Willen und die Gesetze billig verschachern, um ruhig in ihren Betten schlafen zu können“.

Wie hätte unter diesen Umständen, so fragen wir, das 19. Jahrhundert, das den Nützlichkeitswerten der Technik und Wirtschaft immer stärker zuneigte und in ihrer Ausbeutung sein Glück suchte, der fortschreitenden Nivellierung und Vermassung widerstehen sollen? Den weit verbreiteten Materialismus beklagt Tocqueville und sieht gerade in ihm einen schwachen Punkt der zeitgenössischen Demokratie, und das heißt vor allem eine erhöhte Gefährdung der Freiheit. Gleichwohl sucht er das drohende Schicksal abzu-

⁷ Ausgabe Kröner, 30f.⁸ Ebd. 51.⁹ Ebd. 51—52.¹⁰ Ebd. 70; 78.

wenden und betont deshalb, gegen die Skeptiker, daß ein fester Wille es zu meistern vermöge; denn andernfalls hätte er sein Buch gar nicht geschrieben.

Wie hoch er die Chancen anschlug, die das Zeitalter tatsächlich dafür bot, steht dahin. Der realistisch geschulte Blick mochte ihm darin wohl nichts vortäuschen. So überschattet seine Gedanken ein leichter Pessimismus, der, wie sich in der Folge herausstellte, nur allzu begründet war.

Zentralismus und Diktatur

Mit der geradezu visionären Hellsicht, die Tocqueville in der Voraussage der heutigen, die Weltlage beherrschenden Gegensatzstellung von Amerika und Rußland bewies — mancher beschwor um die Mitte des 19. Jahrhunderts ein solches Zukunftsbild, er aber hat es wohl als erster in seinem Amerika-buch klar skizziert, und zwar die innere Natur der beiden Machtblöcke eindeutig kennzeichnend als System der persönlichen Freiheit gegen das der kollektiven Knechtschaft —, mit ebensolchem Scharfblick beleuchtete er den gefährvollen Weg, den die gleichheitstrunkene Gesellschaft vor sich hatte. Fünfzig Jahre bevor Gustav le Bon seine „Psychologie der Massen“ schrieb, und fast hundert Jahre bevor Ortega y Gasset den „Aufstand der Massen“ schilderte, war hier im Kern schon alles gesagt. Freilich, wenn selbst diese neueren Werke erst in dem durch den Weltkrieg verwandelten Europa auf volles Verständnis trafen, wie hätte jene warnende Stimme im Morgengrauen des Massenzeitalters breites Gehör finden sollen?

Gleichheit um jeden Preis, bei einer atomisierten Masse, die die einzelnen innerhalb des Ganzen isoliert, sie dem Mehrheitsbeschluß unterwirft und der darauf errichteten Zentralgewalt immer weitere Befugnisse überträgt — das bedeutet nach Tocqueville nur eine neue Form der Knechtschaft; denn trotz aller Volkssouveränität wird hier der einzelne doch despotisch beherrscht und bevormundet. Der Despotismus werde allerdings im demokratischen Zeitalter einen anderen Charakter annehmen als früher, etwa bei den römischen Cäsaren: er werde weiter reichen und doch milder sein, werde die Menschen weniger quälen, sie aber dafür nur um so tiefer unter das Niveau der Menschenwürde erniedrigen; für das Wohlergehen des Bürgers und selbst die Annehmlichkeiten seines Lebens werde gesorgt, doch befinde die Zentralgewalt allein darüber; der Bürger aber soll sich abgewöhnen, überhaupt noch zu denken oder einen eigenen Willen zu haben. Übrigens habe die Gleichheit ja die Menschen hierauf bestens vorbereitet, ihnen sogar die Bereitwilligkeit eingeflößt, es noch als eine Wohltat zu betrachten.

Hat die Zentralgewalt in dieser Weise die Masse der einzelnen genügend durchgeknetet, dann breitet sie über das Ganze ihr lückenloses Netz von Vorschriften, die bis ins kleinste gehen und keinem mehr gestatten, eigene Wege einzuschlagen. „Sie bricht den Willen nicht mit Gewalt, sondern weicht ihn auf, macht ihn biegsam und lenkt ihn. Selten zwingt sie zu einer Handlung, aber sie steht ständig dem Handeln im Wege; sie zerstört nicht,

aber sie hindert, daß etwas entsteht; sie tyrannisiert nicht, aber sie stört, sie engt ein, sie höhlt aus, sie erstickt, sie stumpft ab und bringt schließlich jede Nation dazu, nur noch eine Herde furchtsamer und fleißiger Tiere zu sein, deren Hirt die Regierung ist.“¹¹

Ungezählte haben diesen Zustand im 20. Jahrhundert durchkostet, in der Meinung, es sei ein Ausnahmeschicksal, das sie unerwartet überfallen habe. Wer indes bedenkt, daß diese Sätze vor 120 Jahren geschrieben wurden, muß, voll Bewunderung für den vorausschauenden Geist des Verfassers, zu einer anderen Beurteilung kommen: Nicht von ungefähr brach diese Knechtschaft herein, sondern wohl vorbereitet durch eine lange Entwicklung, durch Versäumnis und Schuld von Generationen.

Zwei einander widerstrebende Triebkräfte sieht Tocqueville in ständigem Kampf miteinander: Die heutigen Menschen wollen geführt sein und möchten doch auch frei bleiben. Zentralisation soll sich mit Volkssouveränität verbinden. Das führe zu einem Kompromiß, den viele erträglich fänden in dem Bewußtsein, von Zeit zu Zeit die Herrschenden neu wählen zu können. Tocqueville räumt ein, daß der Zustand einer reinen Diktatur, wo sich alle Gewalt in der Hand eines Mannes oder einer unverantwortlichen Körperschaft konzentriere, gewiß noch viel schlimmer sei. Allein auch eine Demokratie, die zwar die zentralen politischen Gewalten wählen läßt, jedoch in den kleinen Dingen die Bürger absolut bevormundet und des eigenen Willens entwöhnt, sei schon schlimm genug und komme ihm nur als ein kurzlebiges Monstrum vor. „Die Laster der Regierenden und die Dummheit der Regierten werden nicht lange dazu brauchen, ihren Ruin herbeizuführen; und das Volk, seiner Repräsentanten und seiner selbst überdrüssig, wird freiere Einrichtungen schaffen oder sich bald wieder zu Füßen eines einzigen Herrn hinstrecken.“¹²

Der Umsturz zur vollendeten Diktatur hängt wie eine ständige Drohung über der zentralistischen Massendemokratie; denn ihr Zustand lädt Herrschernaturen direkt dazu ein, die Macht an sich zu reißen, um sie nach eigenem Gutdünken anzuwenden.

Grundsätzlich kann die Gleichheit, wenn man sie immer vollständiger zu verwirklichen trachtet, ebensowohl zur Anarchie wie zur Diktatur führen, nur daß die Wahrscheinlichkeit für diese viel größer ist als für jene. Das hat Tocqueville selbst ausgesprochen. In beiden Richtungen hat man denn auch Anregungen aus seinem Werk geschöpft. Vor allem auf Proudhon, den freiheitsliebenden Sozialisten, dem (vielleicht zu Unrecht) Neigungen zum Anarchismus nachgesagt werden, scheint es sich nachhaltig ausgewirkt zu haben. Über ihn hat Georges Sorel diese Ideen empfangen, von dem sie zweifellos nicht nur an radikale syndikalistische Gruppen, sondern auch (sowohl direkt wie über Pareto) an Mussolini gelangten, vermutlich also die Konzeption

¹¹ Ebd. 99.

¹² Ebd. 102.

des Faschismus und den Entschluß zu seiner Verwirklichung mit beeinflussen¹³.

Angesichts einer solchen Auswirkung nach der mehr negativen Seite hin drängt sich um so lauter die Frage auf, warum die positive Auswirkung in der christlichen Sozialphilosophie und Soziologie fast ganz unterblieben ist? Die Antwort wird wohl lauten müssen: Weil man ihn teils nicht richtig verstand oder auffaßte (wofür Le Play vielleicht ein Beispiel bietet), teils nicht ernst nahm, da es an dem Anschauungsunterricht über das, was er verkündete, noch allzu sehr gebrach. Vor allem fehlte noch der Sinn für die fundamentale Bedeutung dessen, was man heute mit dem Subsidiaritätsprinzip bezeichnet; denn sonst hätte man erkennen müssen, daß dieses nach Tocquevilles Darlegungen den einzigen Ausweg bietet, die Freiheit in der Demokratie zu retten.

Dezentralisierung der Verwaltung

Zwei Arten des Zentralismus sind nach Tocqueville scharf auseinander zu halten: zentralisierte Regierung und zentralisierte Verwaltung.

Eine starke Zentralregierung zur Erfüllung der Aufgaben, die alle Teile des Volkes gleicherweise berühren, wie Gesetzgebung und Außenpolitik, ist seiner Meinung nach für den Staat lebenswichtig und daher zu bejahen.

Auf die Verwaltung trifft das Gegenteil zu. Sie hat es jeweils mit bestimmten Regionen des Landes zu tun und muß sich deren Besonderheiten anpassen können. Darum darf man sie nicht zentralisieren. Wie aufgeklärt und weise eine Zentralverwaltung auch immer sein möge, aller Einzelheiten im Leben eines großen Volkes kann sie sich doch nicht annehmen, weil das menschliche Kräfte einfach übersteigt. Versucht sie es trotzdem, so fühlt sich alles gegängelt, schematisiert, gehemmt, und es breitet sich eine Art administrativer Schläfrigkeit über das ganze Land aus. Eine dezentralisierte Verwaltung hingegen, deren Lokal- und Regionalbehörden eigene Zuständigkeit für ihr Gebiet besitzen, weckt den Willen der Bürger zur Mitarbeit bei den öffentlichen Aufgaben und gibt ihnen das Bewußtsein, mitbeteiligt und mitverantwortlich zu sein. Darin wurzelt schließlich die Freiheit. So ist die Gemeindeverwaltung der fruchtbare Keim freier Institutionen. Wie sollen die Menschen dazu gebracht werden, sich für die Freiheit in den großen Anliegen einzusetzen, wenn sie nicht gelernt haben, in den kleinen Gebrauch von ihr zu machen?

Neben der Städtefreiheit hebt Tocqueville besonders die Provinzialvertretungen hervor. Sie seien zwar für jedes Volk nützlich, erklärt er, jedoch für die Sicherung der Freiheit in der Demokratie ganz unentbehrlich. Darum müsse allen an der Ausgestaltung der provinziellen Freiheiten gelegen sein. In früheren Zeiten hätten auch die übers Land verstreuten wohlhabenden

¹³ Michael Freund, Georges Sorel. Der revolutionäre Konservatismus. Frankfurt/M. 1932, bes. 186 ff.

und einflußreichen Adelsfamilien, da sie völlig unabhängig waren, eine Gewähr für Mäßigung und Zurückhaltung der öffentlichen Gewalt geboten. Das sei vergangen und komme nicht wieder. Aber einen Ersatz dafür könnten die Bürger schaffen, indem sie sich politisch, wirtschaftlich, kulturell zusammenschlossen zu starken Vereinigungen, die als Gemeinschaft einen Hort der Freiheit bildeten. Im Wandel der politischen Verhältnisse gelte es, gegen neue Übel auch neue Abwehrmittel zu finden.

In dem Zusammenhang lenkt er die Aufmerksamkeit auch auf die große Bedeutung, die den Formen im Leben der Gesellschaft zukommt. Sie bilden eine Schranke zwischen dem Starken und dem Schwachen, zwischen der Regierung und den Regierten, halten den einen von übereilten Taten zurück und geben dem anderen Zeit zur Besinnung. Leider müsse man immer wieder erleben, daß die demokratischen Völker, die der Formen mehr als andere bedürften, sie nur um so geringer achteten. Das sei eine sehr ernstzunehmende Tatsache¹⁴.

Die hier kurz skizzierten Gedanken über Dezentralisierung und Selbstverwaltung bezeugen den klassischen Vertreter des Föderalismus (im weiten Sinn des Wortes), dessen Werk, aus historischen Studien und aus Forschungsreisen in Europa und Amerika wie auch aus persönlichen politischen Erfahrungen erwachsen, noch der fruchtbaren Auswertung für die Gegenwart harret.

Ordnung und Freiheit

In seinen Erinnerungen bekennt Tocqueville beim Rückblick auf die Julirevolution und seine davor liegende Jugendzeit: „Ich hatte den Begriff einer gemäßigten, geordneten und durch Glauben, Sitten und Gesetze gefestigten Freiheit in mich aufgenommen... sie war zur Leidenschaft meines ganzen Lebens geworden.“¹⁵

Aus dieser Leidenschaft erwuchs ihm die Lebensaufgabe, sie erhob und prägte ihn zu einem Herold der Freiheit wie die neuere Geschichte nur wenige kennt. Gehört er deshalb zu den Bannerträgern des unbedingten und totalen Liberalismus, der in jener Zeit gerade zur vollen Entfaltung drängte? Nur wer völlig ideenblind ist, kann ihn in diesem Lager suchen wollen. Er ist ebensowenig ein Liberaler dieser Art, wie es seine Zeitgenossen Lacordaire, Montalembert und Ozanam waren. Individualistische Atomisierung der Gesellschaft und zügellose Selbstherrlichkeit, wie sie damals vor allem viele Wirtschaftstheoretiker vertraten, hätte er niemals gutgeheißen, weil echte Freiheit dabei keinen Bestand haben kann. Diese bedarf vielmehr der Schranken und Stützen, um lebensfähig zu sein. Wenn Tocqueville sein Ideal als eine „gemäßigte, geordnete und durch Glauben, Sitten und Gesetze gefestigte Freiheit“ bezeichnet, so hat er damit deutlich ausgesprochen, daß

¹⁴ Vgl. Ausgabe Kröner 36—40; 104—108.

¹⁵ Erinnerungen 112.

die Freiheit in das Gehäuse einer sozialen Ordnung eingefügt sein muß. Bekräftigt wird dies auch durch das, was wir von ihm über die Dezentralisierung der Verwaltung und die Bedeutung der Formen im sozialen Leben vernommen haben. Zweifellos würde er sich ganz zu der Regel bekannt haben, die in unserer Zeit auf christlich-sozialer Seite in die Worte gefaßt wurde: soviel Freiheit wie möglich, soviel Bindung wie notwendig.

Im übrigen hat er selbst seine Haltung ausdrücklich von der des zeitgenössischen Liberalismus abgehoben unter Hinweis auf seine Liebe zur Gerechtigkeit und zur Ordnung sowie auf die Verbundenheit mit der Moral und den religiösen Glaubenshaltungen¹⁶. Daß der fromme katholische Glaube seiner Ahnen längere Zeit in seiner Brust erkaltet war — erst in den letzten Lebensjahren glühte dieser wieder auf und geleitete dann seine Seele in den Frieden der Ewigkeit —, hat seine Überzeugung von der grundlegenden Bedeutung der Religion für das Gesellschaftsleben nicht zu erschüttern vermocht. Oft hat er diese religiöse Fundierung betont. Gerade in dem Punkt wich er von dem Zeitgeist entschieden ab und stand darin unserer Generation näher als seinem Jahrhundert. Religion, Moral und Politik galten ihm als unlösbar ineinander verflochten, und darum schwingt in seinen Darlegungen immer eine weltanschauliche Wertung mit. Wertfrei und rein formal-soziologisch zu schreiben wäre ihm, so darf man annehmen, als unnütze Spielerei erschienen.

Der Theorie entsprach das Leben des edlen Mannes. Mutig und verantwortungsbewußt, gerecht und selbstlos, für große Ziele begeistert und sich opfernd, eine vom Moralismus Pascals überhöhte ethische Natur — so steht er uns vor Augen, ein Vorbild, das gerade unserer Zeit etwas zu sagen hat.

Seine Charakterstärke erinnert in manchem an den nur wenige Jahre jüngeren von *Ketteler*: Beide aus uraltem Adel stammend, lehnten sie die überkommenen sozialen Vorstellungen und Vorurteile, die ihre Standesgenossen weiterhin beherrschten, mutig ab und öffneten sich den Forderungen einer neuen Zeit, um diese im christlichen Geiste mitzugestalten. Eine gerechte Neuordnung der Gesellschaft zu begründen und inmitten der so andersartigen Verhältnisse des Industriezeitalters die Würde und das Heil des Menschen zu retten, war ihnen gleicherweise Hauptanliegen. Weder Kritik noch Verkennung konnte sie davon abbringen, die neuen Wege zu gehen, die ihr Gewissen ihnen angesichts dieser Aufgabe vorschrieb.

Tocqueville hat sich, nach seinen Schriften zu urteilen, mit der Arbeiterfrage und dem Sozialismus speziell nur wenig befaßt. Gewisse Anzeichen sprechen aber dafür, daß er auch diesen Problemkreis noch eingehend zu behandeln gedachte. Hätte der Tod ihn nicht so früh abberufen, vielleicht verdankten wir ihm dann eine ganz eigengeartete Widerlegung kollektivistischer Reformpläne, tiefgründig und zugleich mit der Fülle empirisch-realistischen Materials ausgestattet.

¹⁶ J. P. Mayer, a. a. O. 37.

Daß aber er selbst sich als Politiker zum französischen Sozialismus bekannt hätte, wenn er „die damalige sozialistische Bewegung im Einklang mit den Ideen, Sitten und Leidenschaften seiner Zeit“ befunden hätte, wie J. P. Mayer¹⁷, der Herausgeber der neuen Gesamtausgabe seiner Werke, meint, ist undenkbar. Ihm solches unterstellen heißt doch wohl sozialphilosophische Grundpositionen in ihrem Wesensgehalt verkennen, auch wenn der Sozialismus Proudhons gewiß ein anderer war als der von Karl Marx. Ein Mann wie Tocqueville, der solche Einsichten in die Lebensgesetze aller sozialen Ordnung, in die Verknüpfung von Solidarität und Subsidiarität, von Selbstverwaltung und Verantwortung gewonnen hatte, der sodann den Gefahrenkomplex jeglicher zentralistisch-kollektivistischen Regelung so eingehend erforscht hatte, und der schließlich noch diese Charakterstärke dazu besaß, — wie könnte der jemals seine Überzeugung verraten und zum Gegner überlaufen?

Wenn seine Analyse des demokratischen Zeitalters eine Zukunftsperspektive zeichnet, deren Nüchternheit und Härte im vollen Gegensatz steht zu den paradiesischen Traumbildern von Marx und anderen Sozialisten, so ergab sich das in erster Linie daraus, daß beide Seiten von ganz verschiedenen metaphysischen Grundüberzeugungen ausgingen. Marx kann zu seinen rosigen Verheißungen nur gelangen, weil er die Natur des Menschenkennt und deshalb auch das Sozialproblem im wesentlichen falsch einschätzt. Tocqueville kommt zu weniger rosigen Aussichten, weil er sich bemüht, die kreatürliche Existenz des Menschen, seine Größe und seine Schwachheit, so zu sehen, wie sie in Wirklichkeit ist und sich nach aller Erfahrung bisher erwiesen hat. Von solchen ganz verschiedenen Ausgangspunkten her kündigt der eine, völlig unbegründet, das endgültige Reich der Freiheit an, und der andere, leider sehr begründet, die Entwicklung zur furchtsamen Herde in Drangsal und Knechtschaft.

Der Jesus des Glaubens

WOLFGANG SEIBEL SJ

Die Fragestellungen der protestantischen Theologie sind heute noch weithin geprägt von dem tiefgreifenden Wandel, der in den Jahren nach dem ersten Weltkrieg eintrat und die liberale Theologie in entscheidenden Punkten überwand. Kritische Erforschung des Neuen Testaments und theologisches Bemühen kamen von je verschiedenen Seiten zu gleichlautenden Ergebnissen. Hier war es die Bewegung der „dialektischen Theologie“, dort die formgeschichtliche Methode, die gemeinsam das Neue ins Werk setzten.

¹⁷ A. a. O. 79.